

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1931

68 (21.3.1931) Wissenschaft und Bildung Nr. 12

Wissenschaft und Bildung

Beilage zur Karlsruher Zeitung (Badischer Staatsanzeiger) Nr. 68

Nr. 12

Samstag, den 21. März

1931

Das Buch und die Gegenwart

Von Hanns Martin Esler.

Die Wissenschaft, die Schriftsteller schenken uns von Generation zu Generation große Überflüsse über die Entwicklung des Geistes, der Philosophie, der Dichtung, der Künste, der Technik — kurz fast aller Lebensgebiete, auf denen der Mensch sich regt. Eine Überflut aber ist uns bisher vorenthalten worden: eine Darstellung der Kultur, die die Menschen zu den verschiedenen Zeiten vorzugsweise pflegten. Wir erleben es heute ständig, daß große Leserschichten wenigen Büchern zustreben und zugleich sich viele Stimmen erheben, die diese Leserschichten um ihrer Vorliebe für manche Bücher willen schelten. Man denke nur an die Rezensionen der Ausgaben von Remarque's „Im Westen nichts Neues“: fast eine Million Hände wurden in fünfviertel Jahren von der deutschen Ausgabe verbreitet, was wohl zehn Millionen Lesern gleichkommen dürfte. Man denke an all die anderen hohen Auflagen der erfolgreichen Bücher in den letzten Jahren: Thomas Manns „Buddenbrooks“, nun in der Volksausgabe ebenfalls fast eine Million, und stets fast hunderttausend Stück der Romane von Arnold Zweig, Ernst Glaeser, Jakob Wassermann, Jack London, Wallace und wie sie alle heißen. Eine riesige Leserschaft sammelt sich also jahraus jahrein auf einige wenige Bücher. Dagegen klagt auf der anderen Seite eine große Zahl Dichter, Kritiker, Schriftsteller, Volksbildner, Bibliothekare usw. darüber, daß viele der wertvollsten Werke und Autoren über Gebühr vernachlässigt werden, zu Unrecht keine Auflagen erfahren und unbeachtet bleiben. Hier nennt man in der Tat oft die wertvollsten schöpferischen Leistungen unserer Zeit, von Gerhart Hauptmanns „Lili Eulenspiegel“ bis Hermann Stehrs „Heiligenhof“, von Eduard Staudens „Weißen Göttern“ bis Paul Ernsts „Schmale Weg im Glück“, von Wilhelm von Scholz „Weg nach Nof“ bis Wilhelm Schaefers meisterlichen „Anekdoten“, von Stolbenhebers Parabelromanen bis Emil Strauß' herrlicher Epik. Wie in unserer Epoche war es gewiß auch zu anderen Zeiten. Man braucht nur einen Blick in Goethe-Schillers „Kenien“ zu werfen, um festzustellen, wie diese genialsten deutschen Dichter gegen die Modeliteratur ihrer Zeit von Nicolais „Sebastius Rothhafer“ bis zu Christian Vulpius' Räuberromanen „Rinaldo Rinaldini“ ankämpfen mußten, damit sie dem Guten freie Bahn schafften. Man braucht nur an Gottfried Keller's Räte um seinen „Grünen Heinrich“, der 1854 erstmalig erschien, eingestampft wurde und erst 1879 zu neuem Leben erwachte, oder an Wilhelm Raabes ganze Lebensgenie zu denken, indes zu ihrer Zeit die Luise Mühlbach, die Gräfin Sahn-Sahn, die Fischtruth, die Heimburg Riejenauflagen erzielten, oder auch ein Gustav Freytag von Sieg zu Sieg schritt. Eine Darstellung der Kultur des Publikums in den letzten hundertfünfzig Jahre würde uns nicht nur ein reizvolles Kulturbild entwerfen, nicht nur besondere Einblicke in die Leserpflege öffnen, sondern vor allem die Stellung des Buches in seiner Zeit zeigen.

Wir sind es heute fast schon gewohnt, mit Klagen über zu geringe Anteilnahme weitester Kreise am Buche überschüttet zu werden. Ich halte diese Klagen in dieser Allgemeinheit und Unbestimmtheit für nicht haltbar. Das Hin- und Herstreifen von riesigen Lesermassen zu einzelnen, wenigen Büchern haben alle modernen Buchproduktionszeiten er-

lebt. Und der Kampf des guten Buches um seine Anerkennung und Behauptung ist zu allen Zeiten selbstverständliche Lebenserscheinung gewesen. Wenn heute keine Massenströmungen und dieser Kampf besonders großen Umfang und Lärm erregt, so liegt dies nicht am Buch noch am Leser, sondern einfach daran, daß heute jede Lebenserscheinung mit besonderer Leidenschaftlichkeit auftritt. Diese Leidenschaftlichkeit ist auch für beide Gruppen von Buchfreunden nur ein gutes Zeichen, beweist sie doch die innere Anteilnahme, Eingabe der Leser wie Buchkenner für das Buch.

In der Tat ist seit einigen Jahren eine deutliche Wandlung in der Stellung des Buches in dieser Zeit spürbar. Der Krieg und die Inflation hatten weiteste Volkskreise in eine innere Verzweiflung hineingetrieben, durch die sie den Glauben an den Wert des Buches verloren hatten. Das Buch ist doch zu allen Zeiten, wie etwa die Geschichte der Bibel beweist, der Menschheit mehr gewesen als nur ein Zeitvertreib. Entweder war es das Mittel, durch das sich der schöpferische Geist offenbarte; dichterisch, philosophisch, religiös! — Oder es war das Mittel, durch das die Vernunft des Menschen sich das Können, das Wissen erwarb, sich im Leben hochzuarbeiten, zu behaupten: also ein rationales Instrument des Lernens, der Aufklärung, des Begreifens, der Praxis, der Wirklichkeit. In beiden Bezirken des menschlichen Lebens, im Reiche der Innerlichkeit, des Gemütes, der Seele, der höheren Geistigkeit wie im Reiche der Realitäten, des praktischen Daseinskampfes, des Verstandes, der Erkenntnis, des Wissens war das Buch den Menschen ein wertvolles Existenzmittel von unbedingter Selbstverständlichkeit. Der Krieg und seine Folgejahre hatten um dieses Wissen, diesen Glauben des Menschen an den Sinn des Buches ins Wanken gebracht, denn alles Geschehen ringsum, alles Tun und Lassen der Menschheit auf der Erde widersprach ja allem, was die höchsten, heiligsten Bücher offenbarten und lehrten. Außerdem schien kein Buch vorhanden zu sein, das Dämme gegen den ausgebrochenen Wahnsinn der Menschheit aufzurichten vermochte. Man war mit dem Verlust des Glaubens an den Sinn des Buches in einen Relativismus des Denkens hineingeraten, der alles gelten ließ und damit nichts anerkannte. Solche Lebensstimmung mußte das Buch ablehnen.

Denn das Buch lebt zuletzt nur durch den Glauben an seinen Sinn. Sinnvoll ist es aber nur, wenn es in jeder Epoche für die Menschheit das einzige Hilfsmittel ist, durch das der lesende Mensch zum Absoluten des Daseins durchzudringen instand gesetzt wird, mag diese Absolute nun das allumfassende Gute, die ewige Liebe, Gott sein oder das unbegrenzte Schlechte, das ewige Negative, das Nichts, der Teufel sein. Das Buch lebt nur in der Anerkennung der beiden unerblickbaren Daseinspole: Leben und Tod, Ja und Nein, lebt nur aus dem Bestreben, über diese Antipolarität hinauszukommen zu einer neuen höheren Einheit, zu einer Überwindung des Dualismus, zu einer Harmonie, aus der sich noch neuer Spaltung in die Pole neue Sphärenentwicklung ergibt. Wer nicht an die sinnvolle Emporführung der Menschheit zu glauben vermag (oder an das absolute Gegenteil davon), hält nicht im letzten Daseinskampf zum Buche!

Langsam weicht von der lebenden Generation der aus Verzweiflung geborene Unglaube. Jenes sich mehrende Zusammenströmen der Lesermassen zu einzelnen Büchern — Erscheinung des Kollektivismus und mit ihm stets ver-

bundener Psychosen — ebenso wie jener heiße Kampf um das schöpferische Buch von den Kennern und Wissenden, beweisen, daß die Menschheit an den Sinn des Buches wieder zu glauben beginnt. Die heutigen Menschen fühlen und erkennen wieder, wie unerlebbare das Buch ist: das wissenschaftliche wie dichterische Buch, das Buch, das aus der Ratio, der Erkenntnis kommt, wie das, das aus der Irratio, der Mystik, den offenbaren Erlebnisfräften geboren wird. Man weiß allmählich wieder, daß kein Kino noch Radio, kein Sport noch politischer Lärm das gute Buch zu ersetzen vermag, daß das gute Buch allein jene Kräfte ausstrahlt, durch die sich der innere Mensch nach Herz und Seele, Verstand und Willen als Charakter, als Persönlichkeit bildet und im Alltag behauptet. Man kann in allen Schichten des Volkes für diese positive Entwicklung zum Buche hin Feststellungen machen: die Jugend diskutiert wieder um Bücher, die Arbeiterbibliotheken werden in steigendem Maße wieder bemüht, die Frequenz der Volks-, Staats-, Stadt-, Gemeinde-, Schülerbüchereien nimmt zu, und überall verlangt man nach Einrichtung neuer Leih- und öffentlicher Bibliotheken. Der Schrei nach dem heiligen Buche, der überall gehört wird und durch immer neue Versuche von billigen Buchreihen zum Schweigen gebracht werden soll, ist ein offenes Bekenntnis zum Buchinhalt, also zum geistigen, seelischen Segen des Buches. Denn wer nach dem billigen Buche ruft, ruft nach dem Buch um des Inhalts und nicht um der materiellen Eigenschaften willen. Es ließen sich noch viele Beispiele anführen dafür, daß das Buch in dieser Zeit wieder zur vollen Lebensanerkennung kommt.

Wie stimmen damit aber die Klagen überein, die man vielerorts über die Abwendung vom Buche, das Überhandnehmen der Buchfeindschaft oder über die wirtschaftlichen Schwierigkeiten für den Druck und Vertrieb der Bücher hören kann? Abgesehen davon, daß jede Zeit solche Klagen gehört hat, weil die Idealisten jeder Generation wünschten, daß niemand sich vom Segen des guten Buches ausschließen solle, kann man beobachten, daß alle Berufsrichtungen des Volkes wieder zum Buche positiv stehen. Wohin sind die Zeiten, da der begeisterte Sportler das Buch ablehnte? Heute hat auch der Sportfreund begriffen, daß die Vergeistigung des Sportes sehr notwendig ist und nur durch das gute Buch geübt werden kann. Wie hier, so auch auf allen Lebensgebieten. Wer heute sich als Buchfeind aufspielt, begegnet unter jung und alt schon wieder der Verachtung, die ihn als einen kulturlosen Menschen niederer Art kennzeichnet. Man läßt eine skrupellose Beschimpfung des Buches nicht mehr zu. Und das ist stets ein unbestreitbares Anzeichen für die Besserung der Lage des Buches in dieser Zeit.

Ein weiteres Zeichen dafür ist auch, daß man wieder bereit ist, Opfer für den Besitz eines Buches zu bringen. Man kann überall beobachten, wie man beginnt, auf diesen oder jenen vorübergehenden Lebensgenuss zu verzichten, um in den Besitz einer dauernden Lebensfreude, wie ein gutes Buch sie darstellt, zu kommen. Und man kann ebenso feststellen, daß das minderwertige Buch oder Magazin an Boden verliert gegenüber dem höherwertigen Werke oder der guten Zeitschrift.

Trotzdem hört man noch viele, viele Klagen! Sie kommen besonders aus dem wirtschaftlichen Lager. Der Buchhändler, der Verleger, der Schriftsteller klagen.

Nicht mit Unrecht. Das Publikum ist aber schuldlos hieran: denn das Publikum verlangt mit gutem

Karlsruher Konzerte

Cello-Sonaten-Abend nannten

Fritz Dollmaetsch und Bruno Maischhofer

ihre gemeinsames Konzert. Aber es ward doch mehr eine Veranstaltung, bei der das Klavier durchaus dominierte und das Streichinstrument nur gelegentlich über dessen Klangergänzende Aufgaben hinauswuchs. Das ist nun allerdings kein Vorwurf gegen Fritz Dollmaetsch, der immerhin als junger erfolgversprechender Cellist herausgestellt wurde, sondern beweist allein die geistige Überlegenheit seines Partners, der eben mit dem Flügel auch viel inniger verbunden ist. Die und da hatte man zudem den Eindruck, als verlässe beim schwierigen Bassagenwerk den Cellisten noch die nötige Kraft (besonders rechtsständig). Aber nach dem allgemeinen günstigen Befund wird das zweifellos noch sich ändern, ebenso wie wohl auch eine gewisse Unabhängigkeit vom Griffbrett sicher erreichbar ist. Das gespielte Repertoire umfaßte nach Sonaten von Galliard und Beethoven auch eine örtliche Novität: Rachmaninows' op. 19, bei dem das schon Gesagte freilich um so deutlicher hervortrat, weil das Werk überhaupt zu 90 Prozent Klaviermusik ist. Davor hatte Bruno Maischhofer „Bafel“, der sich ja längst hier einen Namen gemacht hat, sein pianistisches Können in Schuberts B-Dur-Sonate aufs neue glänzend bestätigt. Wie er dabei solistische Feinheiten herausmodellerte, ohne mit seinem wahrhaft aufreißenden Vortrag die große Gesamtlinie irgendwie zu zerstören, verschaffte ihm von Seiten der gebannten Hörer spontanen Beifall.

Wie teilweise schon das letzte Programm, stellte sich nun auch die Vortragsfolge im

V. Sinfoniekonzert des Philh. Orchesters

in den Dienst nordischer Musik. Allerdings schien uns diesmal Seebor von der Floe mit fast sämtlichen zur Erstausfüh-

rung gewählten Sachen eine noch weniger glückliche Hand zu haben, denn erst in der zweiten Hälfte des Abends ereignete sich einiges Erfreuliches. Nun hatte er freilich gleich zu Beginn wegen Erkrankung in seinem Orchester die vielleicht schönsten Teile aus der Suite „Peleas und Melisande“ von Debussy weglassen müssen, und der fragmentarische Eindruck konnte nicht annähernd ein Bild des Ganzen ergeben. Auch das einem (unbekannten) Zusammenhang entziffene Sopran-solo aus einer Chorfonie von Ager Hamerik mußte notgedrungen Stückwerk bleiben und episodisch wirken. Bei J. L. Emborg's Violin-konzert wiederum vermehrte man — ähnlich wie bei den neulich gebrachten Schöpfungen — jegliche bewegtere Fantase. Wohl erzählt ein gut erfundenes Hauptthema allerlei interessante Abwandlungen, aber die innere Logik ist nicht überwältigend, und obendrein kommen die drei Teile über gelegentliche Anläufe zu einem gegenmähigen Satz kaum hinaus. Das Wesentliche an der Darbietung war daher ausschließlich Emmy Scheich zu danken, die im Solopart sich als eine sehr talentierte Geigerin präsentierte. Verdiensten reichen Beifall erntete auch die zweite Solistin, Gerda Hamerik, zumal nach vier Krieg-Liedern. Zwar war ein Plattern des Tones und in der Tiefe ein gaumiger Beifang noch bemerkbar, der angeigte, wie sehr diese junge Sopranistin aus Kopenhagen mit der rein technischen Beherrschung ihres Organs einzuweichen zu kämpfen hat, doch bezeugte gerade diese Liebesgruppe starke innere Beteiligung und das Bestreben, das Gesungene wenigstens mit bester innigem Ausdruck wiederzugeben. Nach zwei schönen, für Streichorchester bearbeiteten schwedischen Volksweisen vermittelte der Dirigent zum Schluß noch „Midfommervata“ von S. Alfren, ein Orchesterstück, das jener leichter gewogenen Gattung angehört, die neben freier Runterheit und instrumentaler Gewandtheit ihre Wirkung hauptsächlich einem gewissen nationalen Einschlag verdankt. Das vom Dirigenten mit fühlbarer Eingabe betreute Werk wurde mit um so herzlicherem Beifall aufge-

nommen, weil es zugleich die beste Orchesterleistung des auch in dieser Beziehung sonst nicht sehr ertragreichen Abends war. Ein Oboenkonzert von Haydn, das bei dieser Gelegenheit zum ersten Male in Karlsruhe erklang, ließ dem

VIII. Sinfoniekonzert des Bad. Landestheaterorchesters

einen besonderen Akzent. Den großen Erfolg verdankte das dreifache Werk jedoch nicht allein den in ihm enthaltenen Eigenwerten, sondern zumindest in gleichem Maße der hervorragend guten, virtuos überlegenen und tonlich höchst reizvollen Wiedergabe, die sein Solopart durch den vornehmen, von erlebnem Kunstgeschmack geleiteten Paul Kämpfe erfährt. Man feierte ihn, der seit langem zu den besten Mitgliedern unserer Staatskapelle gehört, mit außerordentlicher Wärme. Nach dem inhaltlich nicht sehr gewichtigen, aber auf instrumentale Virtuositätsentfaltung eingestellten „Capriccio spagnolo“ von Rimski-Korsakoff, womit man auf ein weniger bekanntes Orchesterwerk des Komponistenhauptes der sogenannten Petersburger Schule zurückgriff, wurde auch Rudolf Schwarz, der Dirigent des Abends, mit verdienten Ehrungen überhäuft. Mozarts Jupiter-Sinfonie, die an der Spitze des Programms stand, fand hingegen eine merkwürdig läbliche Aufnahme. Das mochte zu großem Teil daher kommen, daß Schwarz gegenüber der üblichen Auffassung in Anordnung und Auslegung des musikalischen Stoffes einen Objektivitätswillen bekundete, für den heute etwa ein Akseperer sich einsetzt, und zu dem andererseits die Effekte subjektiver Überzeugung fortwährender den Gegenpol bildet. An der Wirkung zeigte sich zweifellos das Grundverschiedene der beiden Wege, doch ist nicht zu leugnen, daß jeder Interpretationsart, wenn sie mit letzter Konsequenz und logischer Notwendigkeit durchdringt ist, eine innere Berechtigung zukommt, obwohl auch wir selbst eigentlich mehr einer Mozartdarbietung, die mit heiterem Blick durch reizvolle Gegenstände führt, und nicht einem geradezu machinell, wie von eisernem Rhythmus eingeklamerten Mozart den Vorzug geben möchten. — Das Konzert zeigte leider ein recht mäßig besuchtes Haus.

Lebensrecht sein Buch so billig wie möglich. Durch eine allzu ängstliche Buchwirtschaft während der Inflation hat sich nun aber die merkwürdige Erscheinung herausgebildet, daß die Bücher zu billig sind. Das Publikum empfindet zwar ein Acht-Mark-Buch als zu teuer; im Verhältnis zu seinem Einkommen bisweilen mit Recht! Im Verhältnis zur Herstellung des Buches aber mit Unrecht. Nimmt man im Frieden die Herstellung des Buches mit 100 Proz. an, so stellen sich heute die Herstellungskosten auf 200 bis 240 Proz. Ein Buch, das im Frieden 5 Mark gebunden kostete, müßte als heute 10 bis 12 M kosten, kostet in dieser Zeit aber 6 bis 8 M, ist also — rein wirtschaftlich gesehen — zu billig! Der Verleger sucht nun den Ausgleich für den billigen Ladenpreis in einem höheren Auflagenabsatz und anderen Hilfsmitteln. Er läßt notgedrungen um den Buchabsatz stärker, weil er höhere Auflagen von jedem Buche verkaufen muß. Dies mißlingt natürlich sehr oft; ebenso oft treten dann größere Verluste als vor dem Kriege ein. So erklärt sich die Fülle der Klagen über das Buch und sein Publikum in dieser Zeit. Wie auf allen Wirtschaftsgebieten wird auch hier der Grundsatz der Ehrlichkeit sich wieder durchsetzen: eine Ware kostet, was sie kostet.

Damit wird das billige Buch durchaus nicht etwa unmöglich; im Gegenteil, alle Bücher, die in hohen Auflagen gedruckt und abgesetzt werden können, werden nach wie vor auf billigste Weise erscheinen. Schon allein darum, weil es ein Gesetz der technischen Wirtschaft ist, sich stets in der Richtung der Billigkeit fortzuentwickeln. Das Buch aber, das nur in kleiner Auflage erscheinen kann, wird sich, wie auf allen Wirtschaftsgebieten, dem Niveau der Weltmarktproduktion anpassen müssen, und dies Niveau läßt in Amerika einen in der Reproduktion, also vom Manuskript hergestellten Roman zwei bis vier Dollar, in England acht bis fünfzehn Schilling kosten. Sobald wir diese gesunde Wirtschaftlichkeit erreicht haben, werden auch die Klagen verstummen, denn durch sie wird auch die Auslese verschärft und die Schöpfung des guten Buches gehoben werden. Dann werden wir plötzlich erkennen, wie das Buch in dieser Zeit wieder mitten in unserem Leben steht: zu Nutz und Frommen aller Lernenden, der Jugend, wie aller Geistesliebenden, der Menschheit.

Woher und wohin?

Fragen um die Entstehung des Menschengeschlechtes und die Zukunft Europas

Zimmer wieder fesselt und bewegt den forschenden Menschengeist die Frage, wann und in welchem Erdraum der Mensch zum ersten Male in die Geschichte unseres Erdballs eingetreten sei. Ist der Mensch in verschiedenen Erdzonen entporgewachsen oder gab es ein Zentrum, von dem aus das Menschengeschlecht seinen glanzvollen Aufstieg begonnen hat?

Die Überreste menschlicher und tierischer Körper aus fernzurückliegenden Zeiten sind nur spärlich durch Ausgrabungen auf die Gegenwart gekommen. Sie sind hochwichtige Sandhasen für die vorgeschichtliche Forschung, aber sie können keine strengen Beweise bieten. Sie sind nicht mehr als Belege für Hypothesen und Theorien, die wohl niemals mit sicheren, völlig klärenden Erkenntnissen gesegnet sein werden. Diese freilich niederdrückende Einsicht darf und wird auch nicht von stets erneuten Versuchen abhalten, das Dunkel unserer Vergangenheit zu erhellen. Entscheidend ist hierbei die Herausbildung, die Verfeinerung und das Zusammenwirken verschiedener Methoden, die im Felde der Vorgeschichtsforschung angewendet werden können.

Ein ausschlaggebender Faktor für die biologische und kulturelle Entwicklung des Menschen ist vor allem das Klima. Wir können das Tag für Tag feststellen. Wir wissen, daß unsere körperliche und geistige Leistungsfähigkeit bei großer Hitze und Kälte sichtbar nachläßt. Die Verpflanzung von Menschen in klimatisch andersartige Lebensräume, z. B. die Auswanderung, bringt eine sichtliche Veränderung dieser Menschen in körperlicher und kultureller Hinsicht mit sich. So ist der Kampf um die

Erhaltung der deutschen Kultur und Kulturhöhe in tropischen und subtropischen Siedlungsgebieten wesentlich ein Kampf gegen das leistungsmindernde Klima. In extremen Klimagebieten, also in den Erdpolbereichen und in überhitzten Trockenräumen, geht der Mensch kulturell und schließlich auch körperlich zugrunde.

Diese engen Beziehungen zwischen Klima und Kulturhöhe bzw. körperlicher Lebensfähigkeit erlauben zunächst den Schluß, daß die Vandalbewesen wahrscheinlich in den Gebieten emporgewacht sein werden, die für ihre Entstehung außerordentlich günstige klimatische Bedingungen boten. Ist dieser einleuchtende Schluß richtig, dann scheint es sehr einfach, den Entstehungsherd der Vandalbewesen, und damit auch des Menschen festzustellen. Man braucht eben nur die Spüren günstigster klimatischer Bedingungen festzustellen, und man wird dann hiermit auch den wahrscheinlichsten Ausgangsort der Vandalbewesen gefunden haben.

Aber so einfach liegen die Dinge nicht. Es erhebt sich die begründete Frage, ob denn in früheren Erdzeiten die gleichen Klimaverhältnisse geherrscht haben, wie heute. Das ist nun keineswegs der Fall. Es sei nur an die geologisch gar nicht so weit zurückliegende Eiszeitperioden erinnert. Ferner aber werden die günstigsten Klimabedingungen für den ältesten primitiven Menschen sicherlich andere gewesen sein, als für den hochzivilisierten, durchgegeistigten Menschenkörper der Gegenwart. Die Forschung — bahnbrechend ist in jüngster Zeit auf bioklimatischem Gebiete vor allem der englische Forscher Huxington gewesen — hat also eine ganze Reihe Schwierigkeiten zu überwinden.

Zimmerhin darf man heute mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit annehmen, daß die Vandalbewesen auf der in große Landmassen gegliederten Nordhalbkugel ihr Dasein begonnen haben, nicht aber auf der Südhälfte, die mit ihren zugespitzten Kontinenten durch riesige Ozeanbecken zerrissen ist, und große, von der Lebenswelt gemiedene Trockenräume aufweist. Allerdings setzt diese Annahme voraus, daß auch zur Zeit der Entstehung der Vandalbewesen die Verteilung von Festland und Meer die gleiche oder eine ähnliche gewesen ist, wie heute. Von den Landmassen der Nordhalbkugel wird also die Vandalbewesen wellenförmig ausgestrahlt sein und dabei wahrscheinlich die tieferliegenden Formen nach Süden abgestoßen haben. Tatsächlich sind auch die Vorläufer jener Formen, die noch heute auf der Südhälfte lebend anzutreffen sind, als Überreste auf der Nordhalbkugel ausgegraben worden.

Das Entwicklungszentrum der Säugetiere und des Menschen auf der Nordhalbkugel ist nun näher zu bestimmen. Hier greifen die hochinteressanten Untersuchungen ein, die besonders Huxington angestellt hat. So verstand Huxington zur Herstellung einer Karte der „menschlichen Energie“ an Gelehrte aller Staaten Fragebogen über die Zahl der „Prominenten“. Der deutsche Forscher Obricht bemühte sich dagegen um die Feststellung des „Stadt faktors“, d. h. er stellte das prozentuale Verhältnis der Städte über 50 000 Einwohner zur Einwohnerzahl der verschiedenen Länder fest, wobei er den Städtungsstich der Menschen als Kennzeichen steigender Zivilisation bewertete. Die Karten von Huxington und Obricht zeigen nun eine interessante Übereinstimmung. Die Zivilisation, ausgedrückt durch die Zahl der „Prominenten“ wie durch den Stadt faktor, weist in den gemäßigten Zonen die höchste Entwicklung auf. Von diesen Zonen günstigster Lebensverhältnisse (Optimalen) sinkt die Zivilisation langsam nach dem Äquator zu, schneller polwärts. In der Nähe der Optimalen liegen alle Weltstädte (über 3 Millionen Einwohner) und außerdem, wie Obricht betont, die Fundorte der ältesten (diluvialen) menschlichen Kulturen und der ältesten (frühtertiären) Funde der Säugetiere.

Da nun fernerhin die Optimalen fast durchweg mit den Linien einer durchschnittlichen Jahresstemperatur von 10 Grad Wärme zusammenfallen, so ist daraus zu schließen, daß die menschliche Energie bei 10 Grad Wärme ihre günstigste Bedingung besitzt. In dieser Wärmelinie liegt auch die relativ größte Zahl der Großstädte.

Wie kommt es nun aber, daß die ältesten Kulturstaaten (Mesopotamien, Ägypten, Hochasien, Peru, Mexiko) sich weit außerhalb dieser Optimalen in subtropischen Gebieten entwickelt haben? Obricht gibt darauf zur Antwort, daß die Völkerstämme, die von Norden her in diese durch Hochgebirgsflüsse gespeisten Trockenräume eindrangen, gezwungen wurden, Kanäle zu bauen, Dämme und Deiche anzulegen, also „Verinselungskultur“ zu treiben. Diese Kultur war aber nur durch engen Zusammenfluß der einzelnen Stämme, d. h. durch Bildung von Staaten möglich. Diese durch die Natur erzwungenen Staaten bzw. Stadtkulturen haben sich dann in die klimatisch günstig gelegenen Gebiete verlagert und dort vervollkommenet. So floß diese Kulturwelle in der Antike über die Gebiete von Griechenland und Italien, von da aus in das mittlere Europa, gelangte in diesen energiereichen Gebieten zur höchsten Entfaltung und breitete sich dann von hier, vor allem durch Kolonisation, über die energiereichen Gebiete der anderen Erdteile aus.

Für die einheitliche Entstehung der Säugetiere und des Menschen spricht nun fernerhin die von Huxington gemachte Feststellung, daß die Entwicklung aller Völker in körperlicher Hinsicht bei einer durchschnittlichen Jahresstemperatur von 16 bis 18 Grad und einer Luftfeuchtigkeit von 85 Proz. ihre günstigsten Bedingungen, also z. B. ein Minimum an Todesfällen, findet. Diese Bedingungen haben zu Ende der Tertiärzeit, d. h. zur Zeit der Entstehung des Menschen, im mittleren Europa geherrscht. In dieser Region geringster Sterblichkeit konnte sich der Mensch an Zahl am stärksten entwickeln und daraus erklären sich die periodischen Wanderungen, die von dieser Zone ausgingen und die die älteren Wellen immer weiter an die Peripherie getrieben haben.

Nun muß aber beachtet werden, daß der günstigste Jahreswärmedurchschnitt für den menschlichen Körper bei 18 Grad liegt, für die geistige Energie dagegen bei nur 4 Grad. Der Mittelwert ergibt dann das zu Anfang festgestellte Optimum von 10 Grad. Im Bereich dieser Optimalen hat sich heute die Zivilisation tatsächlich zu höchster Blüte entfaltet. Obricht erklärt die verschiedenen Optima für die körperliche und geistige Energie des Menschen (18 Grad und 4 Grad) dadurch, daß der menschliche Körper den gleichen Gesetzen wie der gleich temperierte Körper der Säugetiere folgt, in der Eiszeit sich aber der menschliche Verstand ausbildete, und sich in diesen stark herabgeminderten Temperaturverhältnissen das tieferliegende Optimum von 4 Grad schuf.

Das Bild, das aus diesen und anderen Überlegungen hervorkommt, ist also dies, daß das Menschengeschlecht in der energiereichsten Zone von Mitteleuropa sich entwickelt und von dort in zahlreichen Wellen über die anderen Erdteile verbreitet hat. Daß z. B. Völkerwellen von Europa über Asien nach Amerika fortgeschritten sind, dafür spricht der mongolische Bluteinschlag der amerikanischen Ureinwohner.

Aus diesen Forschungsergebnissen der Bioklimatiker lassen sich, falls sie recht haben, optimistische Schlüsse auf die Zukunft der mitteleuropäischen Kulturstaaten ziehen. Wenn tatsächlich Mitteleuropa das Quellgebiet höchster geistiger und körperlicher Energie infolge der klimatischen Bedingungen ist, wenn tatsächlich von hier aus die Erde immer wieder mit neuen Menschenenergien gespeist worden ist, dann dürfte die europäische Untergangsstimmung der biologisch-geschichtlichen Begründung entbehren. Obricht weist in diesem Sinne darauf hin, daß zwar die Maschinenkultur heute einen bedenklichen Höhepunkt erreicht hat und daher solche Krisen wie den Weltkrieg und den Weltwirtschaftskrieg hervorrufen mußte. Aber in diesen Krisen ist nach seiner bioklimatischen Überzeugung kein Zusammenbruch der europäischen Kultur zu erblicken, sondern ähnlich, wie beim Ausgang des römischen Imperiums eine kritische Zeit der Umordnung, aus der neue Kulturaufstiege hervorgehen werden.

Ob die Theorie über die einheitliche Entstehung des Menschengeschlechtes in Mitteleuropa und der Glaube an dessen stete kulturelle Erneuerung recht hat, wissen wir nicht. Aber wir können es nur wünschen.
Dr. M. Borden.

Zur letzten (sechsten) Kammermusikabend der Konzertdirektion Kurt Meuffeldt begann das Wiener

Kolisch-Quartett

mit jener lyrischen Suite Alban Bergs, die ob ihrer betonten Instanz, aber auch als unmusikalisches hingehauchte und alle Kraft des Bizess verachtende Musik, und nicht zuletzt wegen der strengen Verwendung der Schönbergischen Zwölftontechnik (Komposition mit 12 nur aufeinander bezogenen Tönen) beim Baden-Badener Kammermusikfest des Jahres 1927 größte Beachtung und Verurteilung erregte. Vor einem gänzlich unvorhergesehenen und dazu fast konservativen Stammespublikum, wie sie diese Konzerte besitzen, konnte sie natürlich nicht entfernt auf einen ähnlichen Eindruck rechnen; gleichwohl dünkte uns die Art, in der einige Besucher noch während der Ausführung ihren Unmut dazwischen zu müssen glaubten, höchst fatal und unwürdig. Wer der Komposition eines Mannes, der immerhin doch auch den „Wozzeck“ geschrieben hat, nicht folgen kann und will, sollte lieber ganz still sein und sich nicht eine solche peinliche Blöße geben. Es hätte freilich zur Orientierung einiges über den ungemein komplizierten, aber doch so kunstvollen Bau unbedingt mitgeteilt werden müssen; denn die dem Programm beigegebenen Überschriften der einzelnen Teile besagten in diesem Fall gar nichts und gaben weit eher zu falschen Vermutungen Anlaß, vor allem wurde dadurch deren innere Bezogenheit und überhaupt das unendlich feine motivische Gefüge, das die schnellsten sowohl, wie die langsamsten Sätze unspannt, keineswegs deutlich und konnte auch nach einmaligen flüchtigen Hören kaum voll bewußt werden. Die vier Ausübenden setzten sich wiederum — wie oft seit jener denkwürdigen Baden-Badener Aufführung mögen sie inzwischen das Werk gespielt haben? — mit bewundernswürdiger Kraft dafür ein und durften für ihre unerhörte Leistung des Dankes

aller wahren Musikfreunde sicher sein. Der übrigen Vortragsfolge (Schubert, Beethoven) dieser österreichischen Quartettgemeinschaft, die schon durch ihr pulstloses Auftreten überall berührt geworden ist, konnte ich leider nicht mehr anwohnen.

Denn am gleichen Abend und zur selben Stunde musizierten Colette Franz (Paris) und Gerda Camerick (Kopenhagen) nochmals in der Musikhochschule. Auch die erneuerte Bekanntheit bestätigte zumal bei der französischen Violinistin den früheren sympathischen Eindruck. Obwohl das, was ich vor ihr noch hörte, stark nach der virtuosischen Seite orientiert war, gefiel wieder der schlanke ebennmäßige Geigenton, nicht minder auch die elastische Führung des Bogens, sowie die von viel Feinempfinden getragene geistige Kultur ihres Spieles. Aber die junge Nordländerin, die ich abermals bei Krieg-Viedern (Waldgänge) antraf, ist insofern dem zuvor abgegebenen Urteil nichts Besonderes hinzuzufügen. In dem sehr befähigten Pianisten Hermann Bischof hatten die beiden Solistinnen einen gedankten, für die Sensibilität der verschiedenen Klängen in Sachen bestempfindlichen Begleiter.
G. Sch.

Zeitberichten

„Der Erdball“. Illustrierte Monatschrift für das gesamte Gebiet der Länder- und Völkerkunde, herausgegeben von Leo Frobenius. 5. Jahrgang, Heft 3. Preis vierteljährlich 3 M., Einzelheft 1,25 M. Hugo Bermühler Verlag, Berlin-Weißensee. — Was Frobenius uns in diesem Heft bietet, ist ein Ereignis: „Die Kunst Afrikas in der Frühzeit“. Der Jamben einer märchenhaft glänzenden Kultur steigt vor unserem Auge auf, wir sehen in dem einstigen Afrika Menschen in prächtigen Gewändern aus Samt und Seide, maßvolle Herrscher mit großen Statten, mit Städten von Pracht und Schönheit,

alles harmonisch in wohlgeordneter Kultur und Ordnung durchgeführt. Eine Kultur und Ordnung, deren Alter die mitteleuropäische um viele Jahrhunderte und fast durchwegs an Größe übertrifft. Diese Welt blieb dem Weissen bis auf wenige Ausnahmen fast unbekannt. Die Geschichte und völkerrkundlichen Mitteilungen, die er durch Schule und sonstige Vermittlung empfing, bezogen sich auf wenige Länder des Nordens und Nordostens als ein Regenwasserreservoir ersten Ranges, die Völker als Wilde, die in ihren Sitten roh, jeder Kultur bar, meistens dem Kannibalismus zuneigen. Erst in den letzten Jahren erfuhr man, daß durch die Kolonisationsarbeit der Weissen und auch durch die Missionstätigkeit diesen nackt- und wildlebenden Völkern eine Zivilisation geschenkt worden sei. Wie diese Zivilisation im Gegensatz zur einstigen hohen Kultur dieser Länder steht, das zeigt uns Leo Frobenius im Märzheft des „Erdball“. 16 Seiten Kunstbilder geben uns zu seinen Ausführungen ein wunderbares Anschauungsmaterial.

Königliche Illustrierte Zeitung. Der gelehrte Säugling. Die Geschichte des „Lüderer Kindes“ Christian Henrich Heinen erzählt die königliche Illustrierte Zeitung nach. Noch kein Jahr alt, kann das Wunderkind die wichtigsten Erzählungen der fünf Bücher Moses auswendig, im dreizehnten Monat seines Lebens lernt es die übrigen Geschichten des Alten Testaments, im vierzehnten die des Neuen. In seinem zweiten Lebensjahr betrieb der Säugling besonders die Geschichte des Altertums und Erdkunde mit solchem Eifer und Erfolg, daß er bald mit neugierigem Gedächtnis sämtliche historischen Ereignisse, Persönlichkeiten und Jahreszahlen und alle geographischen und staatlichen Angaben beherrschte. Historiker und Gelehrte erprobten ihr Wissen und ihren Witz an ihm und fanden in dem Säugling ihren Meister.